

Das Kind in der Erwachsenenwelt

Wenn ein Thema über die Maßen in der publizistischen Öffentlichkeit verhandelt wird, darf man dies meist als Hinweis auf Defizite, auf Mängel interpretieren. Kommt diese Flut von Büchern und literarischen Beiträgen gar im Bereich der Historie zum Vorschein, darf man heute zusätzlich eine gewisse Nostalgie unterstellen¹. Treffen beide sehr verallgemeinernden Aussagen auch für das Kind zu, das zusehends mehr Gegenstand geschichtlicher Rückblicke wird? Auch dort eine Symbiose von Defiziten und nostalgischem Heimweh, wobei dann die Nostalgie die Aufgabe hätte, gegenwärtige Realität zu verdrängen? Statt Trauerarbeit eine unbewußte Flucht ins Vergessen? Diese Frage stellt sich um so bedrängender, als das „Jahrhundert des Kindes“ 1901 von Ellen Key angekündigt und 1979 das „Jahr des Kindes“² weltweit begangen wurde. Wie findet sich dieses von vielen Menschen besprochene Kind in einer „Welt der Erwachsenen“ vor?

Geschichtliche Herkunft der Entfremdung zwischen Kindern und Erwachsenen

Daß es zwischen Kindern und Erwachsenen nicht zum besten steht, wird an erschütternden Zahlen ablesbar: an den hohen Zahlen der Kindesmißhandlungen, ja Kindestötungen³, an der allgemeinen und alltäglichen Kinderfeindlichkeit der Gesellschaft, an der sinkenden Geburtenrate. Wenn man den Bevölkerungsstatistiken trauen darf, dann nimmt nicht nur die Zahl der kinderreichen Familien ab. Im Gegenteil, man sieht die Einkindfamilie als Durchschnittsfamilie am Kommen⁴. Man kann schon Bücher über das Thema „Kinderlos aus Verantwortung“ lesen, als hätte man das Gegenteil vermuten dürfen. Dieses Einzelkind, das dazu noch zwischen vielen kinderlosen Ehepaaren in einer neuen Art von Diaspora lebt, findet wenige Spielplätze in seiner Welt vor und wird angesichts des überhandnehmenden Fernsehkonsums immer seltener zum Spielgefährten gewählt. Allzuoft wird es mit den bunten, aber stummen und antwortlosen Bildern im Fernsehen allein gelassen.

Nun werden manche entgegenhalten, das seien grobe Verallgemeinerungen. Das Kind habe schon immer in der Mitte der Erwachsenenwelt gestanden und besitze auch heute noch dort seinen unumstrittenen Platz. Diese Aussage darf bezweifelt werden; denn das kindliche Kind ist höchstens 150 Jahre alt. Vorher gab es das Kind, wie wir es heute kennen, nicht.

Es war Victor Hugo (1802–1885), der ausrief: „Kolumbus hat nur Amerika entdeckt, ich dagegen das Kind.“ Damit traf er genau den Sachverhalt, wie Philipp Ariès in seiner großen Studie „Geschichte der Kindheit“⁵ nachwies. Um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert erkennt die moderne Sozialgeschichte zusehends eine Entwicklung von enormer Bedeutung: Es entsteht die Familie (zuvor gab es nur „das Haus“); diese Familie zieht sich in ihre vier Wände zurück (früher lebte man mehr auf der Straße und in der Öffentlichkeit); es entwickeln sich Häuslichkeit und Mütterlichkeit, die romantische Liebe und die partnerschaftliche Ehe (früher war vorrangig eine sachlicher orientierte Beziehung im „Haus“, das als ein wirtschaftliches Unternehmen funktionierte). In diesen Prozessen entsteht das kindliche Kind. Victor Hugo hätte bei seinem eben zitierten Ausspruch allerdings des Jean-Jacques Rousseau gedenken sollen, der mit seinem Roman „Emile“ (1762) dem Kind bereits zu Prestige und Beachtung verholfen hatte. Ein moderner Sozialforscher, J. H. van den Berg, beschreibt diesen Vorgang so:

„Das Kind war nicht da, es ist erst geworden, wir haben es erst gemacht. Unsere Erwachsenen hat eine solche Gestalt angenommen, daß das Kind kindlich sein muß – will es uns jemals erreichen können – und daß es einen komplexen Zeitabschnitt des psychischen Erwachsenenwerdens durchmachen muß – wollen wir Erwachsene den Eindruck haben, daß es bei uns ist, daß es wirklich an unserer komplizierten, innerlich widersprüchlichen, aber trotzdem und teilweise sogar deswegen so bedauernswerten Erwachsenenwelt teilnehmen kann.“⁶

Je mehr also der Erwachsene zum Erwachsenen wurde – in seinem äußeren Gehabe wie in seiner inneren Triebmodellierung –, um so größer wurde der Abstand zum Kind, um so mehr hält er auch das Kind in seinem unerwachsenen Zustand.

„Wohl gibt der Erwachsene dem Kind fortan ein Modell, nachdem es seine Erwachsenenheit einrichten kann; jedes Modell hat dabei gewiß die Bedeutung einer Aufforderung erwachsen zu werden, aber es enthält zu gleicher Zeit ein Verbot, wirklich und vollends erwachsen zu sein. Während das Kind probiert, zu den Erwachsenen zu gelangen, geht der Erwachsene mit einladender Geste rückwärts; jedesmal setzt er dem Kind eine neue Lebensphase (ein neues Modell, ein neues ‚Probestückchen‘) vor, jedesmal entdeckt das Kind, daß es den Erwachsenen nicht erreichen kann.“⁷

Dem Kind, bei dem die damaligen Eltern sich der großen Kindersterblichkeit wegen kaum emotional engagieren konnten (Montaigne soll auf die Frage, wie viele Kinder er gehabt habe, keine präzise Angabe gemacht haben können), fällt in der gleichen Phase eine Einzigartigkeit zu, die man ihm zuvor nicht zugestehen wollte, „gerade so, als habe das allgemeine Bewußtsein erst da entdeckt, daß auch die Seele des Kindes unsterblich ist. Die Tatsache, daß der Persönlichkeit des Kindes nun ein solches Gewicht beigemessen wird, hängt mit Sicherheit mit einer tiefergehenden Christianisierung der Lebensformen zusammen“⁸, vermutet zumindest Ph. Ariès.

Diese Forschungen von van den Berg und Ariès werden durch viele andere Zeugnisse bestätigt; denn seit 1800 etwa entwickelt sich eine spezielle Kinderkleidung, gibt es Kinderspielzeug in bunter Fülle, entstehen Kinderspielplätze, muß das Kind „sexuell aufgeklärt“ werden, kommt es nach und nach zur Kinderpsycho-

logie, zum Recht des Kindes in den Verfassungen, zu Kinderschutzgesetzen, zu einem Kinderschutzbund (der im übrigen in der Bundesrepublik Deutschland weniger Mitglieder zählt als die Tierschutzbünde), kommt es zu einem „Jahr des Kindes“. An sich müßte man über dies alles erfreut sein. Aber van den Berg rät zur Vorsicht:

„Als Ellen Key im Jahr 1901 ausrief, daß das Jahrhundert des Kindes angebrochen sei, hätten alle Kinder jauchzen können, daß endlich jemand da war, der sah, in was für einen traurigen Zustand das Kind und der Heranwachsende durch die Komplizierung der Erwachsenenwelt geraten war, aber sie hätten ebensogut in Tränen ausbrechen können über die Tatsache, daß das nötig war. Wenn das Kind die Aufmerksamkeit der Erwachsenen anzieht, ist etwas los mit diesem Kind – und mit diesem Erwachsenen. Das Kind und der Heranreifende waren nie so sicher wie damals, als es keine Jugendpsychologie gab. Diese Psychologie ist die Konsequenz eines Notzustandes.“⁹

Deshalb darf man abschließend sagen: Die heutige Stellung des Kindes in der Gesellschaft hat eine lange Geschichte hinter sich. Was als äußerste Zuwendung und Aufmerksamkeit gedacht war, ist im Moment dabei, in Geringschätzung und Ablehnung umzuschlagen. Jede Überaufmerksamkeit muß man immer mit Skepsis betrachten. In ihr versteckt sich oft ein schlechtes Gewissen oder eine verdrängte, unbewältigte Feindseligkeit. Denn eine zukünftige Welt, die eigentlich für kommende Generationen geplant wird, macht durch die Hektik ihrer Arbeit, durch die Anonymität ihrer Begegnungen, durch den Vorrang der Technik den Kindern und den Heranwachsenden das Leben selbst streitig. Müssen sie sich doch in all dieser Modernität vorkommen wie Wesen aus einer alten, fremden Welt, die sich verlaufen haben. Für wen wird dann eigentlich diese Zukunft gebaut? Hat sie einen Selbstwert angenommen? Oder ist sie nicht vielmehr nur sinnvoll als Zukunft von Menschen, von Heranwachsenden, von Kindern? Vergleicht man die Selbstverständlichkeit, mit der vor 1800 ein Kind unter Erwachsenen lebte, mit seinem heutigen Sonderstatus, dann kann man daraus nur schließen: Es muß sich vieles verändert haben, bis eine solche kinderfeindliche Situation entstehen konnte.

Die neuen Rollen des Kindes

Die heutige Situation, die nach dem Aufweis der Sozialgeschichte auch ihre sozialpolitischen und sozialpsychologischen Konsequenzen hat, spielt dem Kind neue Rollen zu, besser: zwingt ihm neue Rollen auf¹⁰.

Das Kind war früher für seine Eltern der *Garant der Alterssicherung*. Es stand sozusagen für ihre Pension ein. Diese Feststellung galt für die ländlichen Gegenden ebenso wie für das städtische Bürgertum. Wer viele Kinder hatte, konnte gewiß sein, daß er im Alter nicht zu hungern brauchte, weil seine Kinder ihn unterstützten. Selbst wenn er dann im Austragsstübchen lebte, konnte er mit einem täglichen und sicheren Unterhalt rechnen. Heute ist das Kind von dieser Rolle eines Garanten befreit. Denn es gibt die Sozialrente und die Pension, so daß die Eltern

unter dieser Hinsicht Kinder nicht mehr nötig haben. Kinder sind, wie neulich in einer Boulevardzeitung zitiert wurde, wirtschaftlich gesehen „Fehlinvestitionen“ oder mehr noch „nutzlose Fresser“¹¹. Mit diesem Bruch zwischen den Generationen fällt auch ein materiell gesehener Zusammenhalt zwischen Eltern und Kindern weg. Der Generationenvertrag verliert (scheinbar) an Bedeutung. Als Bindung zwischen Eltern und Kindern bleiben nur Dank und Zuneigung, was in den meisten Fällen nach der Trennung vom Elternhaus – laut den Ergebnissen von Umfragen unter jungen Menschen – auch vorhanden ist. Aber die Generationen fallen durch die Verlagerung der Alterssicherung von einer personalen Beziehung auf einen sachlichen Rentenanspruch auseinander. Daß diese späteren Renten von jemand erarbeitet werden müssen, also von irgend jemandes Kindern, ist eine so abstrakte Einsicht, daß sie den einzelnen weder zu treffen noch zu betreffen scheint.

Was können Eltern heute von ihren Kindern anderes erwarten als Dankbarkeit? Und was das Kind von seinen Eltern? Es bleiben nur Beziehungen der Liebe, der Zuneigung, geistige Werte. Vielleicht ist es eine utopisch-moralische Idee, daß eine höhere, eine geistigere Motivation, die jetzt möglich geworden ist, nämlich die Zuwendung zum Kind um seiner selbst willen, weiter trägt als eine vordergründige, auf ganz pragmatische Nützlichkeit ausgerichtete. Denn diese Motivation purer Selbstlosigkeit und Liebe kann jäh in Aggressionen umschlagen, wenn Eltern keine Antwort mehr auf die Frage wissen, warum sie einst ein Kind wollten, warum sie es mühevoll erziehen, warum sie es – als behindertes Kind – gar akzeptieren sollten. Denn ein Nutzen muß von ihnen nicht erwartet werden, höchstens Prestige, Selbstbestätigung, also seelische Werte. Aber daß Kinder Garanten der Zukunft ihrer Eltern im Sinn der (materiellen) Lebenssicherung sind, das ist vorbei. Damit fällt dem Kind eine neue Rolle zu. Was das eigene Kind bislang leistete, erstattet jetzt eine so anonyme Wirklichkeit wie Gesellschaft, Staat, Gemeinde, Versicherung. Aber damit sind offensichtlich auch die Eltern ebenso verarmt wie die Kinder. Woraus sich entnehmen ließe, daß es auch früher um mehr ging als um das „Geld“.

Das Kind als *Wunschkind* bringt eine weitere neue Rolle mit sich. Die Pille hat nicht nur die Beziehungen zwischen den Geschlechtern verändert, sie hat auch eine neue Beziehung zum Kind geschaffen. Ob in jedem Fall eine bessere als in früheren Zeiten, in denen man ein Kind als von Gott geschickt annahm oder hinnahm, sei zumindest dahingestellt. Worin gründet diese Skepsis? Die Tatsache, daß jedes Kind als erwünschtes Kind auf die Welt kommen solle (daran soll nicht gedeutelt werden!), spielt hinüber in eine andere Suggestion: Jedes Kind ist „total“ gewünscht, also in Geschlecht, in Haarfarbe, in Talenten, in Gesichtszügen, im Temperament usw. Wie unrealistisch diese Erwartung ist, liegt auf der Hand. Jedes Kind kann nur erwünscht und „unerwünscht“ zugleich sein.

Dabei wird es dann – angesichts des konkreten Kindes – herbe Enttäuschungen

geben; denn die Suggestionen des Begriffs „Wunschkind“ sind nicht einlösbar. Daraus können oft Ressentiments entstehen, wenn die Wünsche nicht in Erfüllung gingen, zumal bei behinderten Kindern. Was heute ein Wunschkind ist, was manchmal wie eine „Anschaffung“ aussieht, erweist sich als Belastung statt als Freude, bringt Mühe statt Beglückung. Die Mühen wurden aber in dieser Art und Weise nicht geahnt, sie wurden gewiß auch nicht gewünscht. Der Mensch wird trotz aller Chemie, Pharmazie, Medizin und Technik aus seiner *Conditio humana*, aus seiner erlittenen Endlichkeit, nicht ausbrechen können. Es wird immer so bleiben, daß Kinder Geschenk und Geschick sind, solange A. Huxleys „schöne neue Welt“ nicht Realität geworden ist.

Der Anteil jedes Kindes am Geschick ließ sich in einer volksskirchlich geprägten Umwelt gewiß leichter tragen. Bei der Betrachtung des Krippenmuseums im Bayerischen Nationalmuseum in München kann man sich fragen, wieviel von der Zuwendung zum göttlichen Kind auf jedes irdische Kind zurückgefallen sein mag, ein Zusammenhang, den Ines Buhofer in einer Weihnachtsmeditation aufwies:

„Das Jesuskind in seinem Alltag ist im Lauf der Zeit zum Modell und Prototyp für Kinderdarstellungen einer säkularisierten Welt geworden, hat die Möglichkeit dafür überhaupt erst geschaffen. Die Kindheitsdarstellungen und Familienszenen, bis hin zum Familienphoto, sind historisch nicht denkbar ohne das religiöse Vorbild, ohne die jahrhundertlange ‚Vorarbeit‘ des Jesuskindes. Seine Spuren haben sich tiefer, als wir wissen, in unser Leben eingegraben.“¹²

Jedes Kind konnte gemäß dieser Auffassung – meist unbewußt – an Wert und Wirklichkeit des Jesuskindes partizipieren. Und eine Mutter konnte im Lebenslauf ihrer Kinder immer wieder etwas von der Geschichte des kindgewordenen Gottes entdecken: als Mutter an der Krippe, bei der Suche nach dem verlorenen Kind, auf dem Kreuzweg, als Pieta, mit der Mutter Maria am Ostermorgen. Statt damals ein „Wunschkind“ zu sein, nahm das Kind teil an jenen Verheißungen, die an einem Kind, liegend in Krippe und Windeln, sichtbar geworden waren. Das sind wohl vergangene Zeiten. Aber mit dem Begriff des „Wunschkindes“ sind subtile, psychologische Hintergründe benannt, deren Auswirkungen auf die Rolle des Kindes noch wenig erforscht sind. Sie sollten zumindest aufgewiesen werden.

Das Kind als *Einzelkind* bringt weitere Probleme mit sich. Das Einzelkind wird in Zukunft wohl das Regelkind sein. Diese Einzelkinder sind jedoch – trotz der wirtschaftlich weitaus günstigeren Verhältnisse, in denen sie im Vergleich zu den kinderreicheren Familien früherer Epochen leben – in vieler Hinsicht benachteiligt. Ihnen wird die Möglichkeit genommen, im Umgang mit Geschwistern das Sozialverhalten einzuüben, das von ihnen als Erwachsenen verlangt wird, und ein ausgewogenes Verhältnis von Unabhängigkeit und Bindung den Mitmenschen gegenüber zu gewinnen. Im Gegensatz zu jenen Kindern, die früher in ein enges Beziehungsgeflecht eingebettet waren, kommt es bei Einzelkindern häufig zu seelischen Störungen, und die Kinderheilkunde sieht sich vor neue Aufgaben gestellt. Die Chancen, in einer Familie Anpassung, Rücksichtnahme, Verzicht, das Lösen zwischenmenschlicher Konflikte, die Selbstbehauptung oder das Durchset-

zungsvermögen zu lernen, sind für ein Kind im Geschwisterkreis weitaus größer als für das Einzelkind. Weil diese zwischenmenschlichen Beziehungen nicht entwickelt werden, entsteht ein Einzelgängertum, wächst Kontaktschwäche, wird mit großer Wahrscheinlichkeit die Grundlage für Entwicklung einer narzißtischen Kinderpersönlichkeit gefördert, die später sozialen Komplikationen hilflos gegenübersteht.

Wenn soziales Verhalten im Geschwisterkreis nicht mehr gelernt werden kann, werden folgerichtig die Gestalten eines „treuen Bruders“, einer „hilfreichen Schwester“ Märchengestalten sein, ohne einen Wert an Realität für das heutige menschliche und kindliche Verhalten. „Wenn unsere Gesellschaft nur noch aus Einzelkindern oder isolierten Schülern heranwächst, werden sich völlig neue menschliche Situationen ergeben, die sicher nur schwer zu bewältigen sein werden.“¹³ Damit ist die Rolle des Einzelkindes in seiner psychologischen Bedeutung beschrieben, die nur zum Teil durch Kinderhort und Kindergarten aufgewogen werden kann und der gegenüber weder die spektakulären Kinderläden¹⁴ noch die Kibbuzerziehung¹⁵ den Stein der Weisen fanden.

Das Kind und *die emanzipierte Frau* – als letztes Thema. Die Rolle des Kindes wird geprägt von der Rollenunsicherheit der emanzipierten Frau. Diese lebt zu Recht in einer partnerschaftlichen Ehe, hat sich auch in der Industrie- und Leistungsgesellschaft eingerichtet, bezieht aus ihrem Berufsleben Anerkennung und festigt damit ihr Selbstwertgefühl. Deshalb wird für sie die Entscheidung zum Kind eine echte Entscheidung, weil sie die Wahlsituation realisiert: hier Kind und Haushalt, dort Beruf und die damit sich eröffnende Welt. Ein deutlicher Verzicht ist nötig. Kann ihr das Kind – das ist dann die Frage – so viel an Selbstwerterleben bringen, daß sie es möglichst lange möglichst liebevoll betreut, daß sie sich nicht durch einen unfreundlichen Umgang gleichsam schadlos hält? Man sollte dieses Problem nicht geringschätzen, als handle es sich um eine Flucht der Frau vor ihrer eigenen Berufung. Helene Rahm bemerkte deshalb dazu:

„Daß Kinder die persönliche Freiheit der Mutter einengen, wissen die jungen Frauen eben deutlicher, als die oft abenteuerlich experimentierende Generation vor ihnen es gewußt hat; und aufzugeben haben sie in vielen Fällen auch mehr, nämlich einen gescheiterten, reizvollen Beruf, nicht nur eine bis zur Heirat nützliche, improvisierte Beschäftigung. Daß schließlich die Bedächtigeren vor der kompliziert gewordenen Aufgabe der Erziehung zurückscheuen – in die sich heute viel mehr außerhäusliche Kräfte einmischen als früher –, kann nicht ‚Egoismus‘ genannt werden, noch weniger die Überlegung, daß es paradox ist, ein Studium, das den Staat Zigtausende gekostet hat, der Fortpflanzung wegen ungenutzt an den Nagel zu hängen. Bleibt die bange gefühlsvolle Frage: Bringt ihr euch nicht ums Schönste? Ums Natürlichste? Ist Muttersein nicht Glück und Lust?“¹⁷

Was wäre in dieser schwierigen Situation zu tun und zu raten? Zuerst wird die Entscheidung zur mütterlichen Lebenssituation um so leichter fallen, je mehr die Tätigkeit der Hausfrau als eigentliche Berufstätigkeit gewertet wird und die abschätzige Rede von der „Nur-Hausfrau“ ein Ende hat. Muttersein, die eigenen Kinder erziehen – das ist ein Beruf!

Andere Probleme der emanzipierten Frau, die sich aus ihrem Leibgefühl, aus der Hochschätzung der Schönheit, aus dem Verzicht auf Genüsse ergeben werden, sollten ebenso deutlich gesehen werden. Im Konflikt der Genüsse – hier das freie Leben einer begehrenswerten, emanzipierten Frau, dort das Leben einer Mutter – helfen Appelle an die Mütterlichkeit und Opferbereitschaft nicht allzu weit. Es wird zuerst der Zusammenhang zwischen Kind und partnerschaftlicher Liebe neu zu bedenken sein. Es wird zweitens auch alles an Angeboten aufzubieten sein, damit die Frau in ihrer dritten Lebensphase wieder in ihren Beruf zurückfindet. Je realistischer man in diesem Zusammenhang die Tatsachen sieht und sie nicht sofort moralisch abqualifiziert, um so weniger wird das Kind unter der Freiheit seiner Mutter Schaden leiden. Daß hier noch neue Rollen entwickelt werden müssen – bei Frau bzw. Mutter und Kind –, braucht wohl nicht eigens ausgeführt zu werden.

Abschließend kann nur gesagt werden: Dem Kind sind manche frühere Rollen genommen worden; ob es dadurch befreit ist, ist eine andere Sache. Es wurden ihm neue Rollen auferlegt, es wurde in einen Umbruch gestellt – beides ist eine Herausforderung der Kirchen.

Christliche Therapie für eine Situation des Umbruchs

Angesichts so tiefgreifender Veränderungen in der Stellung des Kindes in der Gesellschaft muß vielerlei geschehen, um dem Kind in seinen neuen Rollen Hilfe und Erleichterung zu bringen. Staat und Gesellschaft insgesamt fallen neue Aufgaben zu. Je objektiver die Situation wahrgenommen wird, je weniger ideologische Aprioris die Wahrnehmung verzerren, je seltener politische Fixierungen in Gesetzgebung und Finanzierung sich auswirken, um so besser.

Wo aber staatliche Hilfe ein Ende hat, beginnt die eigentliche Aufgabe der Christen. Grundeinstellungen zum Kind sind weder durch Verordnungen noch durch finanzielle Zuschüsse zu erneuern. Nur aus letzter Sinngebung erwächst die neue Zuwendung zum Kind in seiner Rollenunsicherheit.

Kind und Hoffnung. Während der Synode in Würzburg bat im November 1975 ein Synodale, von Beruf Bauer, in den hochgelehrten Textentwurf „Unsere Hoffnung“ auch den folgenden Satz aufzunehmen: „Jedes von Gott als Geschenk angenommene Kind trägt in sich einen neuen Hoffnungsschimmer für Volk und Kirche“, und er begründete seine Bitte mit dem Hinweis: „In einer Zeit, in der junges Leben millionenfach verhindert oder vernichtet wird, sollten wir Christen in dieser Synode, und ich meine, auch in dieser Hinsicht, mehr ‚Hoffnung‘ wecken.“ Das Wort war einfach und echt, und der Mann aus dem christlichen Volk erhielt in der Synodenaula starken Beifall. Trotz der Widerrede der zuständigen Sachkommission wurde sein Antrag mit der nötigen Mehrheit angenommen. Heute steht im Synodenbeschluß „Unsere Hoffnung“ dieser Abschnitt:

„Sie (die Maßstäbe unserer Hoffnung) gebieten uns auch ein hoffnungsvolles Ja zu jedem menschlichen Leben in einer Zeit, in der unterschwellig die Angst regiert, überhaupt Leben zu wecken. Ist doch in jedem Kind die Hoffnung auf Zukunft lebendig verkörpert. Jedes von Gott als Geschenk angenommene Kind trägt in sich einen neuen Hoffnungsschimmer für Volk und Kirche.“¹⁸

Wenn christliche Hoffnung irgendwo lebendig und greifbar wird, dann in einem Kind. Dort wird sie in der Tat leibhaft. Nur dann, wenn Christen bloß noch Angst und keine Hoffnung für sich und die anderen mehr hätten, dürften sie auf Kinder verzichten. Wäre dies auch eine Desavouierung eines christlichen Anspruchs, so wäre es insoweit ehrlich, als man niemand in seine eigene Hoffnungslosigkeit schicken will. Solange aber täglich Eucharistie als Zeichen der christlichen Hoffnung gefeiert wird, muß es auch Kinder geben, denen Christen Teil an der Hoffnung auf Gottes große Verheißungen geben.

Kind und Taufe. Das Grundsakrament der Christen gewinnt in einer Zeit immer mehr an Bedeutung, in der Menschen keinen Sinn im Leben finden; denn es sagt dem einzelnen Menschen das Heil Gottes zu, gibt ihm in äußeren Zeichen die Gewißheit, daß der alte Mensch vergangen, ein neuer Mensch geboren ist, daß dieses einmalige Wesen, ein Kind, in die Hand Gottes genommen ist. Was bedeutet eine solche Tauftheologie angesichts der Lebenszweifel, der Ängste des Herzens, der Nöte so vieler Tage und Stunden! Taufgnade bringt mit sich die Zuversicht, daß Gott sein „Ja und Amen“ zu diesem Kind gesprochen hat.

In der Taufe wird also eine Gegenposition bezogen zu einer Ablehnung des Kindes, zu einer kinderfeindlichen Gesellschaft. In einem Fernsehfilm zum Thema „Annahme verweigert. Die christliche Taufe als Angriff auf eine kinderfeindliche Gesellschaft“ hießen die letzten Sätze, während die Kamera einen Schwenk über lachende, spielende Kinder machte:

„Verpflichtender noch als andere sind die Christen aufgefordert, im großen wie im kleinen ein Klima zu schaffen, in dem Kinder gedeihen können. Die taufende Kirche, die sich mit ihren Initiativen an dieser Aufgabe beteiligt, weiß, daß die verkündigte Taufgnade der Gesellschaft Spuren einprägen muß... Es spricht vieles für die Beibehaltung der Taufe von Kindern angesichts einer immer größer werdenden Bedrohung für die Kleinen. Eine Gesellschaft ohne kinderfreundliche Inseln, sie wäre noch viel kälter und unmenschlicher... Die Kirche, die sich auf... Jesus beruft, bedeutet gerade so gesehen eine reelle Chance für die Kinder, die auf Annahme warten.“¹⁹

Kind und christlich gelebte Ehe. Gerade dort, wo die Ehe immer mehr zu einer partnerschaftlichen Ehe wird und oft zwischen den beiden Partnern kein Platz mehr für einen dritten oder vierten bleibt, müßte das christliche Eheverständnis die Einsicht bringen, daß die sterbliche Liebe gerade in dieser Existenz eines Kindes unsterblich wird, daß die romantische Forderung nach der Unendlichkeit von Liebe und Zärtlichkeit in der Existenz eines Kindes greifbar wird. Was aussieht, als wolle es sich zwischen zwei Unzertrennliche drängen, bringt in der Tat die bleibende Einheit. Deshalb ist es nur logisch, wenn in den Leitsätzen des Beschlusses der Pastoralsynode der DDR „Akzente christlichen Lebens in Ehe und Familie“ der vierte Leitsatz heißt: „Die Ehepastoral soll die Ehepartner in ihrem Ja

zu neuem menschlichen Leben als Frucht und Zeichen ihrer Liebe bestärken.“ Dieses mehr an die christlichen Eheleute gerichtete Wort wird durch ein anderes aus dem Beschluß „Diakonie der Gemeinde“ notwendigerweise ergänzt: „Es muß Sache aller Christen sein, durch ihr Verhalten und Tun die Liebe zum Kind zu fördern. Sie sollten den Müttern, denen durch Schwangerschaft und Geburt besondere Schwierigkeiten erwachsen, nach Kräften helfen. Die Gemeindemitglieder, besonders die Familien, sollten die Sorge für die Kinder von berufstätigen und alleinerziehenden Müttern teilen. Sie sollten den Kindern und den jungen Familien Entfaltungsmöglichkeiten und Unterstützung gewähren.“²⁰ Die entsprechenden Texte aus der Würzburger Synode bestätigen diese Aussagen vollauf.

Die Stellung des Kindes in der Welt der Erwachsenen wird endlich dort kein Problem mehr sein, wo die Erwachsenen nicht vergessen, daß sie auch einmal Kinder waren, daß in Kindern ihnen ihre eigene Kindheit – mit allen Verheißungen und Kränkungen – vorgeführt wird. In Kindern schreitet die Vergangenheit der Erwachsenen und die gemeinsame, wenn auch ungleichzeitige Gegenwart hinein in eine unteilbare Zukunft.

Trotz dieser Gemeinsamkeit und trotz aller Hilfen, Verbesserungen und Mühen wird vermutlich Astrid Lindgren, die „Pipi Langstrumpf“ in die Kinder- und Erwachsenenwelt schickte, auch heute mit ihrem Wort aus dem Jahr 1936 recht behalten: „Kind zu sein ist nicht einfach. Nein. Es ist schwierig, sehr schwierig.“

ANMERKUNGEN

¹ Ph. Ariès, *Geschichte der Kindheit* (München 1975); *Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit*, hrsg. v. L. de Mause (Frankfurt 1977); M.-L. Plessen, P. v. Zahn, *Zwei Jahrtausende Kindheit* (Köln 1979); K. Rutschky, *Deutsche Kinderchronik* (Köln 1983).

² R. Bleistein, *Jahr des Kindes*, in dieser Zschr. 197 (1979) 361 f.

³ *Gewalt gegen Kinder* (Reinbek 1975).

⁴ Statistisches Bundesamt, *Die Situation der Kinder in der Bundesrepublik* (Wiesbaden 1979) 37 ff.

⁵ Ph. Ariès, a. a. O. 92 ff.

⁶ J. H. van den Berg, *Metabletica. Über die Wandlung des Menschen* (Göttingen 1960) 75.

⁷ Ebd. 77. ⁸ Ph. Ariès, a. a. O. 103.

⁹ J. H. van den Berg, a. a. O. 98 f.; N. Postman, *Das Verschwinden der Kindheit* (Frankfurt 1983) 81 ff.

¹⁰ *Kindsein. Zur Lebenssituation von Kindern in modernen Gesellschaften*, hrsg. v. K. Neumann (Göttingen 1981); M. Wingen, *Kinder in der Industriegesellschaft – wozu?* (Zürich 1982).

¹¹ *Abendzeitung* (München), 9. 7. 1975.

¹² I. Buhofer, *Das Kind Jesus*, in: NZZ 24. 12. 1976.

¹³ B. Flad-Schnorrenberg, *Ein Kind ohne Geschwister hat es schwerer im Leben*, in: FAZ 13. 9. 1976.

¹⁴ *Berliner Kinderläden* (Köln 1970); H. J. Breiteneicher u. a., *Kinderläden* (Reinbek 1971).

¹⁵ K. Liegle, *Familie und Kollektiv im Kibbuz* (Weinheim 1971).

¹⁶ *Der Kinderwunsch in der modernen Industriegesellschaft* (Stuttgart 1980), bes. 85 ff.

¹⁷ H. Rahms, *Die große Weigerung. Von der Unbeliebtheit der „Mutterrolle“ in der jüngeren Generation*, in: FAZ 22. 12. 1973.

¹⁸ *Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland*, Bd. 1 (Freiburg 1976) 111.

¹⁹ J. Jeziorowski, *Annahme verweigert* (NDR, Hamburg); ders., *Kein Platz für Kinder* (Freiburg 1977) 81–85.

²⁰ *Konzil und Diaspora. Die Pastoralssynode der katholischen Kirche in der DDR* (Berlin 1977) 184, 51 f.